Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Pilzkunde = Bulletin suisse de mycologie

Herausgeber: Verband Schweizerischer Vereine für Pilzkunde

Band: 70 (1992)

Heft: 7

Artikel: Leidfaden der Mykologik : eine x-teilige Serie für progressive Anfänger : 18. Folge : Taxo(g)nomie = Problèmes de mycologie (18) : Taxo(g)nomie

Autor: Baumgartner, Heinz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-936703

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Le genre *Calvatia* est caractérisé macroscopiquement par l'absence d'un ostiole, plus précisément par une déchirure irrégulière et très large de l'endoperidium à maturité. Une espèce d'assez grande taille – hauteur et diamètre pouvant atteindre 15 cm – qui vient volontiers dans les pelouses d'alpage est le **Lycoperdon ciselé** (*Calvatia utriformis*, Fig. 13, aussi nommé *Lycoperdon bovista* ou encore *Calvatia caelata*). Son exoperidium se fragmente en remarquables écailles pyramidales assez molles, détersiles et laissant une cicatrice bien visible; la subgleba est séparée de la gleba par un diaphragme; au printemps, on trouve souvent un «demi-carpophore» (subgleba), très léger, à enveloppe papyracée (endoperidium + diaphragme). Le **Lycoperdon en forme de sac** (*C. excipuliformis*, Fig. 14, nommé aussi *Lycoperdon saccatum*) est une espèce assez fréquente mais non montagnarde, dans les bois de feuillus comme de conifères, de diamètre généralement inférieur à la hauteur, à pied cylindrique (subgleba) allongé et souvent plissé, sans diaphragme ou à diaphragme indistinct; rhizomorphes blanc ramifiés. Le **Lycoperdon en coupe** (*C. cyathiformis*, Fig. 15), moins fréquent et thermophile (lieux incultes et ensoleillés) se reconnaît d'abord aux teintes violacées (endoperidium, gleba et subgleba); il est en général moins haut que large.
Dans une préparation de spores pour observation au microscope, tu trouveras souvent chez les *Lycoperdon* de petits bâtonnets isolés: ce sont des restes de stérigmates; la chose est plus rare chez les *Calvatia* et ne se produit pas chez les *Bovista*.

Il y a encore d'autres «petits» genres de Lycoperdons que tu trouveras dans la littérature, en même temps que des espèces non présentées dans cette lettre. La prochaine fois, je te parlerai des Géastres, ces jolies étoiles tombées du ciel. D'ici là, tu pourras trouver sur ton chemin beaucoup de Lycoperdons différents, c'est en tout cas ce que je te souhaite.

Tonton Marcel

Leidfaden der Mykologik

Eine x-teilige Serie für progressive Anfänger

18. Folge: Taxo(g)nomie

Taxonomie im weiteren Sinne (dann auch Systematik genannt) ist die Wissenschaft von der Einordnung der Organismen in ein biologisches System; im engeren Sinn befasst sie sich mit der Beschreibung, Benennung und Klassifizierung der Organismen. Der Begriff leitet sich vom Wort Taxon (Mehrzahl: Taxa) ab; damit bezeichnet man eine Gruppe von ähnlichen bzw. verwandten Organismen beliebiger Rangstufe, also Art, Gattung, Familie usw.
Die Anspielung im Titel auf «Gnomen» (das sind Erdgeister) ist nicht etwa abwertend gemeint. Es soll damit nur ausgedrückt werden, dass die Taxonomie für uns «Normalverbraucher» meist schwer durchschaubar ist und deshalb oft irgendwie etwas «Geisterhaftes» an sich hat. In diesem Zusammenhang einige Aussagen von Mykologen, denen die Situation in der Taxonomie offenbar auch nicht ganz geheuer ist:

- Mit der selbstverständlichen Annahme einer generellen Konstanz der taxonomischen Merkmale ist man von einer falschen Vorstellung ausgegangen (Krieglsteiner).
- Die Klassifizierung ist kein Werk der Natur, sondern wird von den Systematikern vorgenommen; sie ist ein abstraktes Konzept des Geistes und dient vor allem praktischen Zwecken (Mesplède).
- Die häufig ändernde Taxonomie ist ein bestürzender und zerstörerischer Faktor, der mit einer Art von Snobismus liebevoll gepflegt wird (Azéma).
- Die Klassifizierungen sind wie die Kriege; man erduldet sie, spricht ständig vom letzten und fürchtet sich vor dem nächsten (Giacomoni).

Leider gibt es – im Gegensatz zur Nomenklatur – keinerlei Instanz, die irgendwelche Regeln oder auch nur Richtlinien für die Taxonomie aufstellt, womit der persönlichen Interpretation

eine weitgehende Freiheit eingeräumt wird. Es beginnt damit, dass schon über die Abgrenzung der Arten (die grundlegende taxonomische Einheit) nur bedingte Einigkeit herrscht. Es ist zwar unbestritten, dass sich Arten voneinander durch konstante, erbliche Merkmale unterscheiden müssen. Man spricht dabei von «mehreren» Merkmalen, was wohl eigentlich (z. B. auch nach Ansicht von Krieglsteiner) mindestens drei bedeuten würde; in der heutigen Praxis scheint aber oft ein einziger (häufig recht kleiner) Unterschied zu genügen, um eine neue Art oder wenigstens eine Varietät aufzustellen. Dazu bemerkt Kreisel «dass viele der heute registrierten Varietäten nur die Verlegenheit der Mykologen ausdrücken, die den taxonomischen Wert vorgefundener Abweichungen noch nicht einschätzen können» – eine Aussage, die m. E. auch auf die immer häufiger vorgenommene Artenaufsplitterung zutreffen dürfte.
Auch die Konstanz und Erblichkeit von Merkmalen lässt sich oft nur schwer beweisen. Im Grunde genommen handelt es sich hier übrigens um zwei Begriffe, die sich im Prinzip gegenseitig bedingen, denn die Konstanz der artbestimmenden Merkmale wird eigentlich nur durch Vererbung gewährleistet. Jedenfalls sind Pilze keine konstanten Grössen, sondern variable Systeme. Veränderungen können z. B. durch Umweltfaktoren oder die Substratbeschaffenheit bedingt sein und haben dann normalerweise keine taxonomische Bedeutung, sondern fallen in den Rahmen der «Variabilitätsbreite». Diese bereitet sowohl der Artbestimmung wie auch der Taxonomie etliche Schwierigkeiten, da sie nur durch umfangreiche Beobachtungen abzuschätzen ist, was z. B. bei Erstfunden (die manchmal lange Zeit die einzigen bleiben) oder auch bei sehr seltenen Pilzen ohnehin praktisch nicht möglich ist.
Zur Identifizierung und besonders für die taxonomische Abgrenzung zieht man deshalb häufig strukturanalytische und biologische Kriterien heran, von denen man anscheinend eine weitgehende Konstanz annimmt. Pilze können allerdings mutieren; ob dabei nur andere Formen oder aber Varietäten bzw. gar neue Arten entstehen, hängt dann einerseits von der Art und Anzahl erfolgter Mutationsschritte ab, andererseits vor allem von ihrer Vererblichkeit, denn Mutationen können auch reversibel sein, was für die Taxonomie natürlich wiederum einige Probleme aufwerfen kann. Vielleicht bietet das Phänomen der (reversiblen) Mutation eine Erklärung dafür, warum gewisse von früheren Mykologen beschriebene Arten nicht mehr aufgefunden werden (oder aber auch nach langer Zeit plötzlich wieder erscheinen).
Eine moderne Methodik zur Artabgrenzung ist das Kreuzungsexperiment mit auf künstlichen Nährböden gezüchteten Einspor-Myzelien zur Feststellung der Interfertilität bzw. Intersterilität. Solchen Tests «verdanken» wir z. B. die Aufspaltung des «Hallimasch» in 7 verschiedene Arten. Aber auch diese Methode hat ihre Schattenseiten. Bei vielen Arten (z. B. Mykorrhizapilze) sind die Sporen nicht oder nur sehr schwer zum Keimen zu bringen. Zudem ist einerseits gelegentlich schon Sterilität zwischen Exemplaren ein und derselben Art festgestellt worden, anderseits sind auch «Bastardisierungen» nicht ganz auszuschliessen, obschon solche (bis jetzt) nur in ganz seltenen Ausnahmen beobachtet werden konnten. Ein verwirrender Fall wurde im weiteren von Romagnesi beschrieben: «Myzel A kopuliert mit den Myzelien B und C; die letzteren scheinen deshalb zur gleichen Art zu gehören, haben sich aber als untereinander steril erwiesen.» Er schliesst daraus, dass auch Kreuzungsversuche nur einen bedingten taxonomischen Aussagewert haben, oder – wie er es anderswo ausdrückte: «Bei den Pilzen sind wir immer im Zweifel.»
Dazu noch ein Beispiel von «Mykologik» (in einer französischen Fachzeitschrift gefunden): «Zwischen den Menschen, selbst gleicher Rasse, gibt es immer ein Détail im Gesicht, im Wesen, im Charakter, das eine Unterscheidung erlaubt; ebenso ist es oft bei den Cortinarien». Was dieser Satz «beweisen» soll, erscheint mir rätselhaft. Die meisten Menschen sind zwar gut unterscheidbar, gehören aber trotzdem immer der gleichen Art an; denselben Schluss bei den Cortinarien zu ziehen, lag wohl kaum in der Absicht des Verfassers … Dazu passt auch eine Aussage von Krieglsteiner: «Arten sind auf Ähnlichkeiten zwischen den Individuen begründet; basiert man die Art auf Unterschieden, so ist jedes Individuum eine Art.»
Noch grössere Unklarheit (um nicht zu sagen ein Chaos) herrscht bei der nächsthöheren taxonomischen Rangstufe – den Gattungen. Kreisel meint zwar, sie seien «wenig problematisch», aber seine Begründung (?) «sie sind weder definierbar noch in ihrer Anzahl eingeschränkt»

lässt doch ziemlich tief blicken. Jedenfalls haben sie sich seit langer Zeit als eigentlicher taxonomischer Tummelplatz erwiesen – nicht immer zur Freude aller Mykologen, die sie z. B. als «mehr oder weniger praktische Erfindung der Systematiker» oder gar als «öfters metaphysische Trugbilder» bezeichnen, deren «wesentlichste Bedeutung eigentlich nur darin liegt, dass der Gattungsname ein obligatorischer Bestandteil der binären Nomenklatur ist».
Im Prinzip sollten Gattungen Gruppen von stammesgeschichtlich verwandten Arten darstellen. Bei verschiedenen Gattungen ist eine solche Verwandtschaft schon aufgrund von äusseren Merkmalen weitgehend offensichtlich, wie z. B. bei *Russula, Lactarius, Amanita, Agaricus, Morchella,* oder mehrheitlich auch bei *Mycena* und *Cortinarius.* Ansonsten versucht man solche Beziehungen durch mikroskopische und biologische Untersuchungen zu ergründen. Dabei ist allerdings unklar, welche auf diese Weise erhobenen Befunde auf eine Verwandtschaft schliessen lassen, die sich jedenfalls praktisch nie direkt beweisen lässt, was eben – wie Kreisel sagt – «einen breiten Spielraum für Diskussionen, Meinungen und Hypothesen lässt».
Zu diesem Thema hat sich Romagnesi einmal wie folgt geäussert: «Für den Begriff der Gattung sollte man bei den höheren Pilzen den Vorrang dem äusseren Erscheinungsbild geben, das uns gesamthaft eine Fülle von Merkmalen bietet, neben denen eine einzelne mikroskopische oder biologische Besonderheit numerisch gesehen wenig Gewicht hat. Allerdings, gerade das macht man heute nicht mehr; es genügt, eine solche Einzelheit zu entdecken, um eine oder zwei unglückliche Arten von ihren natürlichen Verwandten loszureissen.»
Bei den höheren taxonomischen Rangstufen (Familie, Ordnung usw.) liegen die Probleme ganz ähnlich. Als Elemente eines Systems, das versucht, eine Art Hierarchie bzw. einen Stammbaum der Pilze aufzustellen, dienen sie rein wissenschaftlichen Zwecken und sind für die Pilzpraxis ohne Bedeutung.
Dies gilt im Prinzip – abgesehen vom nomenklatorischen Aspekt – natürlich auch für die Gattungen. Für den Pilzsammler ist es sicher unerheblich, dass z. B. der «Märzellerling» eigentlich ein Schneckling ist, oder der «Mairitterling» ein Schönkopf (bzw. vielleicht auch zu *Lyophyllum* gehört). Jedenfalls begegnet man in der Natur keinen Gattungen, sondern nur Individuen, die man dann – die nötigen Kenntnisse vorausgesetzt – einer Art zuordnen kann, wenn auch nicht immer im streng taxonomischen Sinn. Wenn ich z. B. Steinpilze finde, zerbreche ich mir selten den Kopf, welche der vier Arten (*aestivalis, edulis, pinophilus, aereus*) ich nun vor mir habe; sie sind alle gleich gut und landen umgehend im Kochtopf oder auf dem Dörrex. Ähnlich halte ich es mit den Morcheln, wo ich mich bei meinen Funden (trotz einiger Variabilität bezüglich Form und Farbe) auf die «Bestimmung» als Spitz-, Speise- oder Käppchenmorchel beschränke, obschon in der Literatur bis zu 27 (?!) Arten beschrieben sind.
Natürlich gibt es auch viele Pilzgruppen, bei denen eine genaue Bestimmung nötig (z. B. bei Speisepilzen mit giftigen «Doppelgängern») oder wenigstens zweckmässig ist, wie z. B. bei den 5 rotmilchenden Reizkerarten, die sich recht ähnlich sehen, aber geschmacklich verschieden sind.
Im übrigen sollten wir den Taxo(g)nomen für ihre Arbeit – vor allem auf dem Gebiet der Arten – eigentlich dankbar sein, da sie uns doch damit ein spannendes Tätigkeitsfeld geschaffen und für unerschöpflichen Gesprächsstoff gesorgt haben. Einer meiner Kollegen hat einmal gesagt, Pilze bestimmen sei für ihn ein Hobby wie für andere das Lösen von Kreuzworträtseln. Zu diesem Vergleich darf noch hinzugefügt werden, dass in beiden Fällen die Vorgaben bzw. Definitionen (der Taxonomen wie der Rätselbastler) dem aufmerksamen und kritischen Beobachter nicht immer als über alle Zweifel erhaben erscheinen...

Heinz Baumgartner, Wettsteinallee 147, 4058 Basel

L'homme n'hérite pas la terre de ses parents, il l'emprunte à ses enfants.

A. de Saint-Exupéry

Problèmes de mycologie (18)

Taxo(g)nomie

La taxonomie au sens large, nommée alors aussi systématique, est la science qui cherche à ranger les organismes dans un système biologique; dans un sens restreint, son rôle est de décrire, de nommer et de classer lesdits organismes. Le terme dérive du mot grec «taxon» (pluriel: taxa); il désigne un groupe d'organismes qui se ressemblent ou qui s'apparentent, et cela à chaque niveau de classification: espèce, genre, famille, etc.

L'allusion du titre aux «gnomes» (qui sont des génies plutôt laids de la terre) n'est nullement dévalorisante: je veux seulement exprimer par là que les arcanes de la taxonomie sont, pour «l'utilisateur normal», en général difficiles à déchiffrer et apparaissent souvent pour cette raison comme une chose «surnaturelle». Citons dans ce contexte quelques avis de mycologues qui démontrent, de toute évidence, que la taxonomie ne les met pas tout à fait à l'aise:

— On s'est basé sur une idée fausse en supposant comme allant de soi que les caractères taxonomiques présentent une constance universelle (Krieglsteiner).
— La classification n'est pas propre à la nature, c'est une proposition des systématiciens; c'est une vue abstraite de l'esprit, utilisée avant tout à des fins pratiques (Mesplède).
— Les fluctuations fréquentes de la taxonomie constituent un facteur déconcertant et destructeur que l'on cultive avec passion avec une sorte de snobisme (Azéma).
— Les classifications, c'est comme les guerres: on les subit, on parle toujours de la dernière et on a peur de la prochaine (Giacomoni).

Malheureusement, au contraire de la nomenclature, il n'existe aucune instance qui fixe soit des règles soit des lignes directrices en taxonomie, ce qui crée un large espace de liberté aux interprétations individuelles. Et déjà au niveau de la délimitation des espèces — l'espèce est l'unité taxonomique de base — ne règne qu'une unité de vue limitée. Personne ne conteste que les espèces doivent se différencier par des caractères constants et héréditaires. On précise ici «par plusieurs caractères» ce qui à vrai dire devrait signifier «par au moins trois» (c'est par exemple l'avis de Krieglsteiner); dans la pratique pourtant, une seule différence — souvent bien minime — semble suffir à créer une nouvelle espèce ou du moins une variété. À ce sujet, Kreisel écrit que «de nombreuses variétés créées aujourd'hui ne font que traduire l'embarras des mycologues, incapables d'évaluer pour l'instant la valeur taxonomique des variations constatées.» Je suis d'avis que cette affirmation explique largement les toujours plus nombreux morcellements des espèces.

La constance et la transmission héréditaire de caractères sont souvent difficiles à démontrer. Dans le fond, constance et hérédité sont en principe deux notions liées, la première ne se démontrant à vrai dire que par la seconde. De toute façon, les champignons ne sont pas des grandeurs constantes, mais des systèmes variables. Des différences peuvent par exemple se fonder sur des facteurs d'habitat ou de substrat: normalement, celles-ci n'ont alors aucune signifiance taxonomique, elles tombent dans le cadre du «champ de variabilité». Cette dernière notion crée quelques difficultés soit pour la détermination des espèces, soit pour la taxonomie, car elle ne peut être correctement évaluée que par de nombreuses observations, ce qui se révèle pratiquement impossible par exemple pour une première découverte — qui reste parfois longtemps unique — ou encore pour des espèces très rares.

C'est pour cette raison que, pour une identification et surtout pour une délimitation taxonomique, on fait souvent appel à des critères structurels et biologiques dont on présume apparemment qu'ils sont largement constants. Il n'y a aucun doute que les champignons sont sujets à des mutations; ne s'agit-il alors que de nouvelles formes, de nouvelles variétés ou même d'espèces nouvelles? La réponse est fonction d'une part de la nature et du nombre des mutations intervenues et d'autre part, en priorité, de leur caractère héréditaire, car des mutations peuvent être récessives et ceci peut évidemment occasionner de nouveaux problèmes pour les systématiciens. Il est possible que ce phénomène de récession mutationnelle explique pourquoi des espèces décrites par d'anciens mycologues sont aujourd'hui introuvables (ou bien aussi elles réapparaissent brusquement longtemps plus tard).

Une méthode moderne de délimitation des espèces consiste à produire du mycélium monosporique sur milieu nutritif artificiel et ensuite, par croisements de souches mycéliennes deux à deux, de constater leur interfertilité ou leur interstérilité. C'est à de tels tests que nous devons, par exemple, le morcellement de l'Armillaire couleur de miel en 7 espèces différentes. Cependant, cette technique présente aussi son revers. Chez beaucoup d'espèces — par exemple pour les espèces mycorhiziques —, il est impossible ou très difficile de faire germer des spores. De plus, il est arrivé que l'on constate une interstérilité entre mycéliums de la même espèce; d'autre part, on ne peut exclure dans l'absolu l'apparition de «bâtards» bien que de tels cas n'ont pu être observés — pour l'instant — que pour de très rares exceptions. Un cas déconcertant a été décrit par Romagnesi: «Un mycélium A copule avec chacun des mycéliums B et C: ces deux derniers semblent donc appartenir à la même espèce, et cependant ils se sont révélés interstériles.» Cet auteur en déduit que les essais de croisement n'ont qu'une valeur taxonomique relative ou bien, comme il l'écrit ailleurs: «Les champignons nous laisseront toujours dans le doute.»

J'ajouterai un autre exemple de «logique mycologique» — trouvé dans une revue spécialisée française —: «Entre deux hommes, même s'ils sont de la même race, on trouve toujours un détail du visage, de l'aspect ou du caractère qui permet de les distinguer; c'est souvent la même chose chez les Cortinaires.» La valeur «démonstrative» de cette comparaison me semble bien énigmatique. Il est vrai que la plupart des hommes sont bien discernables l'un de l'autre, mais ils appartiennent toujours, malgré tout, à la même espèce; il est fort probable que l'auteur n'a guère eu l'intention d'exprimer une conclusion analogue pour tous les Cortinaires... Ici figure en bonne place une réflexion de Krieglsteiner: «Les espèces se définissent à partir de ressemblances entre les individus; si on les définissait à partir de différences, alors chaque individu serait une espèce.»

Encore plus nébuleuse (pour ne pas dire chaotique) est la notion de genre, rang immédiatement supérieur à celui d'espèce. Il est vrai que Kreisel est d'avis que les genres ne sont que «peu problématiques», mais la raison invoquée donne à réfléchir: «ils ne sont pas définissables et leur nombre est illimité». En tout cas, ils constituent depuis longtemps le véritable champ de bataille de la systématique, et pas toujours pour la joie des mycologues qui qualifient les genres, par exemple «comme une invention plus ou moins pratique des systématiciens» ou même souvent «comme des chimères métaphysiques», dont la «signification essentielle est seulement de constituer une composante obligatoire de la nomenclature binomiale.»

En principe, les genres devraient représenter des groupes d'espèces apparentées par une origine historique commune. Une telle parenté est déjà largement évidente en raison de caractères macroscopiques; c'est le cas, par exemple, pour les genres *Russula, Lactarius, Amanita, Agaricus, Morchella* et, en majorité, aussi pour *Mycena* et *Cortinarius*. Si tel n'est pas le cas, on cherche à justifier de telles relations de parenté par des caractères microscopiques ou biologiques. Mais il n'est pas clairement précisé lesquelles de ces observations constituent une preuve d'apparentement, preuve qui, en tout état de cause, ne peut jamais être pratiquement qu'indirecte. Ce qui, je cite Kreisel, «laisse une large place aux discussions, aux avis divers et aux hypothèses».

Sur le thème des genres en mycologie, Romagnesi s'est lamenté un jour en ces termes:
«Pour les champignons supérieurs, la définition d'un nom de genre devrait donner la préséance à l'aspect extérieur, qui nous fournit globalement une foule de caractères, auprès desquels une unique particularité microscopique ou biologique ne présente numériquement que peu de poids. Et c'est justement ce que l'on ne fait plus aujourd'hui: il suffit qu'un taxonomiste découvre une telle particularité pour qu'aussitôt il sépare une ou deux malheureuses espèces de leur parenté naturelle.»

En ce qui concerne les rangs taxonomiques supérieurs (famille, ordre, etc.), les problèmes sont de même nature. Pratiquement dénués de signifiance pour les praticiens de la mycologie, ces rangs taxonomiques ne sont créés qu'à des fins strictement scientifiques, en tant qu'éléments d'un système qui tend à établir une sorte de hiérarchie ou bien un arbre généalogique dans le monde des champignons.

Si l'on ne tient pas compte du point de vue nomenclatural, cette non-signifiance vaut aussi en principe pour les genres. Pour un mycophage, il est parfaitement indifférent, par exemple, que l'Hygrophore de mars soit un *Hygrophorus* ou un *Camarophyllus*, ou encore que le Tricholome de la St-Georges soit un *Calocybe* ou, peut-être, un *Lyophyllum*. De toute façon la nature ne produit pas des genres, mais seulement des individus que chacun — s'il a acquis les connaissances nécessaires — peut attribuer à une espèce, même si ce n'est pas toujours au sens strictement taxonomique du terme. Si je trouve des Cèpes, il est bien rare que je me casse la tête pour savoir s'il s'agit d'un *aestivalis*, d'un *edulis*, d'un *pinophilus* ou d'un *aereus*; ils sont tous excellents et ils aboutissent tous dans la poêle ou sur les grilles du Dörrex. Même chose pour les Morilles: lorsque j'en trouve, je me contente (malgré certaines variations de formes et de couleurs) de les «déterminer» comme «morilles rondes», «morilles pointues» ou «morillons», bien que la littérature décrive jusqu'à 27 (?!) espèces.
Naturellement, je reconnais qu'il existe des groupes de champignons (pour lesquels une détermination précise est nécessaire (par exemple pour distinguer une espèce comestible et un dangereux sosie) ou au moins utile (par exemple pour les Lactaires «sanguins», dont les habitus se ressemblent beaucoup, mais dont les saveurs sont bien différentes).
D'ailleurs, nous devrions dire notre reconnaissance aux spécialistes de la taxo(g)nomie, avant tout en ce qui concerne les espèces, car ils nous offrent un champ d'activité passionnant et une matière inépuisable de discussions. L'un de mes collègues m'a dit un jour que la détermination des champignons était pour lui un hobby comme la résolution de mots croisés pour un cruciverbiste. Cette comparaison me paraît adéquate, d'autant plus que dans les deux cas les propositions et les définitions (des systématiciens comme des faiseurs de mots croisés) n'apparaissent pas toujours géniales au hobbyman attentif et critique...

Heinz Baumgartner, Wettsteinallee 147, 4058 Bâle

(*Traduction*: F. Brunelli)

Schatzsucher

Es ist schon ein Kreuz, mit meiner angetrauten Gattin durch die Stadt zu bummeln. Mit traumwandlerischer Sicherheit steuert sie sämtliche Schuhgeschäfte des Ortes an, wo sie dann stehen bleibt, die Auslagen bewundert, Preise vergleicht und ab und zu ihren Schuhbestand um ein weiteres Paar vergrössert. Meine hinterlistigen Ablenkungsmanöver sind in der Regel ebenso wenig erfolgreich wie vorbeugende Strassenseitenwechsel. Ich glaube, dass Frau Boletus selbst mitten in der Wüste Gobi einen Schuhbasar oder in der Eigernordwand den berühmten Kiosk (natürlich mit Schuhabteilung) finden würde.
Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass auch ich einer ähnlichen Manie verfallen bin. An keiner Brockenstube und an keinem Antiquariat kann ich vorbeigehen, ohne meine Nase hineinzustecken. Gespannt wie ein Golddigger, der in seiner Waschpfanne ein Nugget vermutet, suche ich alte, verstaubte Pilzliteratur. Dieser Spass ist nicht eben billig. Meine Frau vermutet, dass die Haushaltkasse durch Buchkäufe weit höher belastet werde als durch ihre Schuhanschaffungen, aber mir wei nid grüble... Neulich erstand ich in irgendeinem skurrilen Trödlerladen das «Schweizer Pilzbuch» von E. Habersaat, 1. Auflage 1934.
Der ehemalige Besitzer dieses Werkes hiess gemäss Ex Libris Gotthold Müller. Gotthold scheint ein überaus systematischer und pedantischer, vielleicht aber auch ein sehr vergesslicher Zeitgenosse gewesen zu sein. Mit gestochen scharfer, verschnörkelter Handschrift ergänzte er das Pilzbuch mit eigenen Erfahrungsdaten. So konnte man zum Beispiel lesen, dass Gotthold am 25. Oktober 1947 im Rütiholz 4225 Gramm nebelgraue Trichterlinge fand. Die geografische Lage der ergiebigsten Pilzplätze wurde durch den einstigen Besitzer des Buches fein säuberlich skizziert und in Form von losen Blättern zwischen die Seiten gelegt. Ich kam mir vor wie ein Schatzsucher, der in einer alten Flasche den auf Pergamentpapier gezeichneten Lageplan einer vergrabenen Goldtruhe findet. Der Gedanke lag nicht fern, in die Fussstapfen des braven Gotthold zu treten und die verwaisten Pilzplätze zu übernehmen. Also machte ich mich eines schönen Herbsttages auf (genau am 26. September, wie im Buch